Chef-Redakteur:
Arthur Levysohn in Berlin.

Montags-Ausgabe.

Druck und Verlag:
Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 151. Berlin, Montag, den 24. März 1890. XIX. Jahrgang.

Auf zur Wahl!

Im ersten Berliner Reichstagswahlkreis

findet heute die Nachwahl für Rechtsanwalt Albert Träger statt, welcher, wie unseren Lesern bekannt ist, die in Berlin auf ihn gefallene Wahl abgelehnt, diejenige in Oldenburg dagegen angenommen hat. Die heutige Reichstagswahl ist die erste, welche nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck in Deutschland vorgenommen wird. Pflicht eines jeden freisinnigen, wahrhaft liberalen Mannes ist es, das Seinige dazu beizutragen, daß die freisinnige Partei heute einen glänzenden Sieg erringe, daß der Kandidat der freisinnigen Partei,

Dr. Alexander Meyer in Berlin,

womöglich schon aus dem ersten Wahlgang als Sieger hervorgehe. Daheralle Mann zur Urne, damit dem ersten Berliner Wahlkreis die Mühe einer Stichwahl diesmal erspart bleibe

Politische Wochenschau.

Von

Arthur Levysohn.

Die welthistorische Märzwoche, welche hinter uns liegt, wird nicht so bald dem Gedächtnis der Zeitgenossen entschwinden. Die Entlassung des ersten deutschen Reichskanzlers und seine Ersetzung durch den kommandirenden General des X. Armeekorps sind Vorgänge von einer Tragweite, deren man sich innerhalb der deutschen Reichsgrenzen durchaus nicht so bewußt geworden als im Auslande, wo man gewissermaßen aus der politischen Vogelperspektive einen besseren Ueberblick über die Allgemeinheit der Veränderungen besitzen mag, welche ein so einschneidender Wechsel in der Staatsleitung mit sich führt. In der That können wir uns nicht verhehlen, daß der zweimalige Thronwechsel, wie wir ihn im Jahre 1888 durchzumachen hatten, beinahe erschütterungsloser vor sich gegangen, als dieser Wechsel in der Person des Kanzlers.

Wenn trotzdem in der Reichshauptstadt, wie im Reiche selbst mit einem bemerkenswerthen Gleichmuth der Umschwung ertragen wurde, der sich so plötzlich vollzog, so beruht diese Gemüthsruhe der Bevölkerung augenscheinlich auf dem Vertrauen, welches die Persönlichkeit des jugendkräftigen Kaisers sich zu erringen vermochte. Dieser Monarch war vor seiner Thronbesteigung in weiten Kreisen wenn nicht verleumdet, so doch verkannt worden, und die Entwickelung seines Charakters, seiner Anlagen und seines Temperamentes, wie sie sich seit Jahresfrist dem Beobachter darbot, war ganz dazu angethan, besondere Erwartungen rege zu machen. Man konnte schon seit geraumer Zeit sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß die Möglichkeit eines gedeihlichen Zusammenwirkens zweier so gleichgearteter Naturen, wie der junge Kaiser und der greise Kanzler, sich von Tag zu Tag vermindern müsse. Denn wenn Fürst Bismarck, mit dem Alter bedächtig geworden, kein Titelchen von der Machtfülle sich entfremdet sehen wollte, die er so uneingeschränkt unter Wilhelm I. besessen, so war der Kaiser, von tausend Plänen und Ideen umbraust, nicht gemeint, die eigene Initiative sich im Geringsten verschränken zu lassen.

So mußte es zum Bruche kommen. Fast scheint es, als sei im Gemüthe des Souveräns ein Nachklang jenes Wortes wieder lebendig geworden, welches einst im Reichstag dem Fürsten Bismarck entgegengeschleudert worden, jenes Wortes vom „Hausmaierthum". Und merkwürdig. Die deutschen Fürsten, von denen man bisland geglaubt, daß sie im Kanzler Bismarck den Hort ihrer eigenen Existenz betrachteten, regten kaum eine Hand, wo es vielleicht galt, durch Vermittelung und Dazwischentreten die extremste Entschließung abzuwenden. Fast schien es, als sei auch ihnen der allmächtige Kanzler nachgerade zu mächtig geworden und als sähen sie nicht ohne innere Genugthuung, wie das monarchische Prinzip durch einen seiner jüngsten Vertreter in einer Weise bekräftigt und aufrechterhalten werde, die keinen Zweifel daran gestattete, daß in Deutschland der Boden für ein „Hausmaierthum" irgend welcher Art nicht mehr geeignet ist.

Es wäre ungerecht, wenn man dies Verhalten der gekrönten Häupter in Deutschland als „Undank" bezeichnen wollte, wiewohl ja Undank von jeher der Welt Lohn gewesen. Fürst Bismarck, der bei seinem Eintritt in die Regierung sein Vaterland Preußen als fünfte Großmacht vorgefunden, und der beim Scheiden das deutsche Reich den ersten Rang unter den civilisirten Staaten einnehmen ließ, Fürst Bismarck hat persönlich die Anerkennung der Zeitgenossen, der Könige und Fürsten wie der Bürger und Bauern in reichem Maße genossen. Ehren und Würden sind auf sein hohes Haupt herniedergeträufelt in einer Fülle, wie sie kaum vorher ein Staatsdiener an sich erlebt hatte. Deshalb empfindet man es denn auch überaus peinlich, daß er jetzt, da ihm die wohlverdiente Ruhe zugewiesen worden, sich nur als grollender Achill zurückzieht, und daß er in der ihm noch ergebenen Presse über die Vergeßlichkeit Derjenigen Klagelieder anstimmen läßt, die ihm und seiner genialen Begabung so Vieles verdanken. Er mag sich nicht so ohne Weiteres unter kaiserlichen Rosen ersticken lassen. Seine Ernennung zum „Herzog von Lauenburg" paßt ihm augenscheinlich nicht recht in den Kram, und da sie erfolgt sein soll, ohne daß man sich vorher mit ihm ins Einvernehmen gesetzt, so hat seine Zurückweisung dieses kaiserlichen Dankesbeweises immerhin Manches für sich.

Doch das sind freilich nur Kleinigkeiten, über welche man das eigentliche Konfliktsgebiet nicht übersehen darf. Wir erlebten hier den Kampf des selbstbewußten Königthums mit dem nicht minder selbstbewußten Ministerialismus, und es ist nur natürlich, daß der letztere in einem so monarchischen Lande schließlich den Kürzeren ziehen mußte. General Caprivi, als Soldat, wird nie in die Versuchung gerathen, seinem Kaiser, der zugleich sein Kriegsherr ist, selbstherrlich als Kanzler gegenüberzutreten. Der Kaiser aber wird aus dem Konflikt, in den er sich so plötzlich verstrickt sah, die Ueberzeugung gewonnen haben, daß sich in ihm und im Parlament, nicht aber in einem noch so hochgefürsteten Staatsbeamten, die eigentliche und wahre Reichsidee verkörpert.

Deshalb ist das Scheiden des Fürsten Bismarck aus seinen Aemtern und Würden eben jetzt nicht gerade so sehr zu bedauern, als dies unter anderen Umständen der Fall gewesen wäre. Die innere Politik des Kanzlers, die nie seine starke Seite gewesen, war an einem Punkte angelangt, an welchem ihr Zusammenbruch ohnehin nur eine Frage der Zeit schien. Von diesem Standpunkte aus muß man sogar zugestehen, daß der Ausfall der Wahlen, wenn er auch nicht bestimmend gewesen sein mag für die Entschließungen des Kaisers, dennoch als Apoint gewichtig in die Waagschale gefallen sein mag, als es sich darum handelte, abzuwägen, welche Gründe für das Verbleiben und welche Gründe für das Verschwinden des Reichskanzlers sprächen.

So kommt auch ein gewisser parlamentarischer Beigeschmack in eine Katastrophe, die sich äußerlich nur aus persönlichen und individuellen Motiven herschreiben zu sollen schien. Der Gleichmuth, den die verschiedenen deutschen Parteien bei dieser Gelegenheit bewahrten, ist namentlich vom Auslande nicht gewürdigt und verstanden worden.

In Oesterreich-Ungarn, wo man gern in ein espenlaubartiges Zittern geräth, war man anfänglich schier aus dem Häuschen. Die dortigen politischen und namentlich die publizistischen Kreise waren gewöhnt, den Fürsten Bismarck viel mehr als den Vertreter eines Allianzgedankens anzusehen, als den deutschen Kaiser und das deutsche Volk. Man wird dort, ebenso wie in Italien, aber bald erkennen, daß in dieser Beziehung die Bismarckische Bündnißpolitik nichts Anderes war, als eine Ausführung des kaiserlichen und nationalen Willens. Behält man dies fest im Auge, so wird auch die Bestimmtheit verständlich, mit welcher Kaiser Wilhelm in seinem Abschiedsbriefe an Fürst Bismarck so scharf seine feste Ueberzeugung betont, die friedlichen Bahnen der Bismarckschen Politik nach wie vor zu den seinigen zu machen.

Das sollte man sich namentlich in Paris und Petersburg merken. In beiden Hauptstädten zerbricht man sich unseren Kopf, über die Linie, welche die deutsche auswärtige Politik nun einhalten werde. Ja man ist sogar geneigt, den ganzen Kanzlerwechsel aus Rücksichten und Erwägungen der auswärtigen Politik erklären zu wollen, während doch dieses Gebiet am allerwenigsten mit dem Rathschlusse des Kaisers zu thun hat, der ihn auf die ferneren Dienste des greisen Kanzlers Verzicht leisten ließ.

Zieht man die Summe Alles dessen, was das Scheiden Bismarcks vom politischen Schauplatz wachruft, so gelangt man zu dem Facit, daß nach Außen hin nichts verändert ist, wenn auch vielleicht früher oder später das Schwergewicht seines historischen Namens in entscheidenden Momenten vermißt werden mag; daß aber läßt die Herrschaft der „Verwehnungen", der Reichsfeindschaften, der politischen Wasser- und Feuer-Versagungen glücklich beseitigt ist. Kaiser Wilhelm hat im Gegensatz zu seinem verstorbenen Kanzler feierlich erklärt, daß er die Mitwirkung Aller annehme, wer sie auch seien! Und diese Zurückweisung alter eingewurzelter Rancunen, die bisher unser Staatsleben beherrschten, die Herzen hoffnungsfreudiger den jungen Kaiser entgegenschlagen, der fortan sein eigener Kanzler sein will. Und sollte je von Böswilligen der Kampfruf erschallen „Hie Kanzler! Hie Kaiser!", das treue deutsche Volk würde sich voll Unwillen von einem rebellischen Beamten abwenden, der in solcher Art seiner Vasallenpflicht vergäße.

---

*Die Bismarckisch-offiziöse Presse fährt nach dem Vortritt der „Nordd. Allg. Ztg." fort, Material zusammenzutragen, aus dem hervorgeht, daß sehr ernste Zerwürfnisse mit dem Kaiser den **Rücktritt des Fürsten Bismarck** herbeigeführt haben. In einem Artikel der „Hamb. Nachr." ist Folgendes zu lesen:

„Unter dem Einfluß dessen, was durch die Zeitungen und anderweitig über die Vorgeschichte der Handschreiben verlautet, greift die Auffassung Platz, daß Fürst Bismarck doch weniger freiwillig gegangen sei, als man auf Grund der kaiserlichen Handschreiben annehmen konnte. Es wird über Vorgänge berichtet, denen eine gewisse innere Wahrscheinlichkeit nicht wohl absprechen ist, und die, wenn sie wahr sind, die Ansicht rechtfertigen würden, daß Kaiser und Kanzler nicht in Harmonie und gegenseitigem Einverständniß über die Unvermeidlichkeit der Trennung von einander geschieden sind. Es kursirt ein Gerücht, wonach der Kaiser bei der Versammlung der kommandirenden Generale am 18. d. M., resp. bei der Vorstellung des neuen Reichskanzlers, seinen Meinungsverschiedenheiten mit dem allzuselbstständigen Fürsten Reichskanzler und der Unmöglichkeit, sich mit ihm zu einigen, in einer Art und Weise Ausdruck verliehen habe, welche es so gut wie ausschließe, daß der Kanzler künftig dem Kaiser noch mit Rath und That zur Seite stehe. Fürst Bismarck soll bis zum letzten Augenblick geglaubt haben, der Kaiser werde ihn zur Zurücknahme seines Demissionsgesuchs bestimmen. Es soll einen tiefen, ihn fast zu Thränen rührenden Eindruck auf ihn gemacht haben, als er nun durch die ihm überbrachten beiden kaiserlichen Handschreiben vor die Thatsache seiner Entlassung gestellt ward.

Nach dem letzten Ministerrath — vermuthlich als die Minister versuchten, den Kaiser zu bewegen, den Fürsten Bismarck mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten auch ferner zu betrauen — soll der Kaiser, wie dasselbe Hamburger Blatt weiter mittheilt, gesagt haben:

„Ich bedarf Ihres Rathes in dieser Sache (des Bismarckschen Rücktrittsgesuches) nicht mehr."

Ueber die Zukunftspläne Kaiser Wilhelms heißt es schließlich in den „Hamburger Nachrichten:

Jedenfalls ist an einer vollständigen Wendung der innern Politik nicht zu zweifeln; auch daran nicht, daß die Militärgesetzgebung gründlich reformirt wird. Im Allgemeinen wird man nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß das Programm der Zukunft in einer Verschmelzung einer Kabinetsregierung im Sinne Friedrichs des Großen mit dem Parlamentarismus zu erblicken

---

Er ist da!

Von [Nachdruck verboten.]

Max Hartung.

„Frühling, Frühling ohne Ende!" So singen ja die Gesangvereine allerorten. Der Mensch muß seinen Frühling haben, und wenn es um jetzige Zeit draußen auch stürmt und schneit und friert, er singt, denkt und dichtet oder liest sich in Frühlingsstimmung hinein, die er ebenso nothwendig braucht wie die Weihnachtsstimmung zur Winterszeit. Bist Du, geehrter Leser, zufällig Redakteur, und stehst Du als solcher auch in dem übelsten Geruche, so bist Du doch jetzt stets von zartestem Frühlingsblumenduft umflossen; und wenn Dich in Deinem „verfluchten dumpfen Mauerloch" einmal ein guter Freund besucht, so spät er dort gewiß mit erhobener Nase nach den vermeintlichen Blumensträußen und -Stöcken aus, weiß er doch nicht, daß der süße Duft einem Korbe entströmt, für dessen tägliche Füllung mit zierlichen parfümirten Papieren — lauter herzigen, sinnigen Frühlingsgedichten — das zarte Geschlecht emsig besorgt ist.

Wenn aber wirklich das einzige blaue Wotansauge, der Himmel, wie Du es nennen magst, freundlich auf Dich herabschaut, dann sollst Du ihm auch nicht durch trübe Gläser, hinter den Fensterscheiben hervor, sondern offen und frei entgegenblicken. „Blitzt" dieses Auge manchmal auch in gerechtem Zorne gegen Dich auf, so vergießt es gewiß gleich darauf Thränen der Reue über den allzu strengen Blick, es zeigt Dir seine schöne schillernde „Regenbogen"-Haut und — das Gewitter ist vorüber. Wenn Du dann unter dem warmen Liebesblick der Sonnenpupille dahinwandelst, um die Mittagszeit durch die Hauptstraßen schreitest, und Du hast ein wenig Phantasie, so erscheinen Dir diese Straßen mit ihren buntfarbigen Auslagen hinter den mächtigen Glasscheiben wie lange Blumenguirlanden: Die Damen in ihren hellen Frühjahrskleidern flattern die Reihen der Schaufenster entlang wie die Schmetterlinge von Blume zu Blume. Einige Geschäftsläden haben sich besonderen Zuspruchs zu erfreuen; vor diesen ragt dann wohl ein feuerrother Schirm über die Köpfe der Vorübergehenden und Stehenbleibenden hinweg und scheint die Sonne ebensowohl zum Bleichen, wie die Regenwolken zum Löschen seiner gluthvollen Farbe herauszufordern — so recht ein echter Entoutcas; für Dich aber, phantasiebegabter Leser, nimmt er sich aus — nun — wie eine Blüthendolde der „Brennenden Liebe", welche Linné Lychnis chalcedonica benannt hat.

Dort hinter jenem Komptoirsenster siehst Du auf hartem Holzschemel einen armen bleichsüchtigen Kaufmannslehrling hocken, der sehnsuchtsvoll durch die blinden Scheiben herausschaut und offenbar jeden Vorübergehenden um seiner Freiheit willen beneidet, sich im Sonnenschein ergehen zu dürfen. Aber er ist ein gewissenhafter Jünger Merkurs, des Gottes der Diebe, und er wagt als solcher nur „verstohlene" Blicke nach der Straße heraus zu werfen, im Uebrigen beliebt er, wohl eingedenk des Lehrsatzes, daß Arbeit das Leben nicht zur Last, sondern süß machen müsse, seinen Federhalter zwischen die Zähne zu nehmen und wie einen Ast köstlichen Süßholzes zu behandeln. Du wirst Dich nun gern der Promenade zuwenden wollen und dort einem wohlgeordneten Festzuge begegnen, dessen einzelne Gruppen zahlreiche Frauen mit Kinderwagen jeden erdenklichen Kalibers bilden, und das Rädergequietsche der letzteren mag Dir — bist Du ein Kinderfreund — das Gegwitscher der noch fehlenden Vogelchöre ersetzen.

Ueberall Knospen und Blüthen an Busch und Baum! Dort ein hoher Strauch blühenden Goldregens, der sich über eine ruhende Mädchengestalt herabneigt. Du kommst näher, und es steigen ernste Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit des Gottes Zeus in Dir auf, und unwillkürlich fragst Du Dich: „Und darum Räuber und Mörder?" — Aber da fällt Dir noch zu rechter Zeit ein, daß Du ja in der Gegenwart lebst, daß dieser Goldregen kein Gott, sondern ein Cytisus Laburnum (nach Linné) und die darunter weilende Person vielleicht die Angestellte einer nahen Fabrik ist, welche hier auf einer Bank harmlos ihr kaltes Mittagsbrod verzehrt, beileibe aber keine Danae, ja nicht einmal verwandt mit der Mutter des Perseus zu sein braucht.

Gehst Du Abends auf denselben Promenadenwegen einher, so hat sich das Bild wesentlich verändert. Um Dich, vor, hinter und neben Dir, überall hörst Du ein Flüstern und Zischeln, aber es ist nicht das Säuseln des Windes, das Rauschen von Blättern, das Murmeln der Quelle; Menschenlippen sind es, die sich gegenseitig immer und immer wieder sagen: „Der Frühling ist da — er ist da!" Aus allen Büschen, von allen Bänken, hier und dort raunt es: „Er ist da!" Selten nur begegnet Du einem Menschen allein, immer sind es zwei, die an Dir vorüberschreiten. Oftmals kannst Du gar nicht entscheiden, ob es wirklich zwei Gestalten sind, so eng haben sie sich an einander geschmiegt, und nur das wechselseitige Geflüster klärt Dich auf, das da immer und immer wieder versichert: „Er ist da!" Trifft Du ein solches Paar in der Nähe einer brennenden Gaslaterne, welche sich wie ein warnender Finger aus der Erde in das Halbdunkel erhebt, so erkennst Du wohl auch das Antlitz der Führerin eines Kinderwagens von Mittag her, aber es ist kein Milchbart mehr, dem sich das derbe Gesicht in Zärtlichkeit zugewandt hat. Der Flieder duftet stärker und stärker — und betäubt verlästt Du die geheimnißvoll belebten Promenadenanlagen, denn Du fürchtest, daß auch Du Dich noch verdoppeln und zum Paare werden könntest; denn schon gefällt Dir Dein Schatten nicht mehr, der hartnäckig sich an Deine Sohlen heftet. Du gehst die engen, dumpfigen Straßen entlang, an so manchem Thore vorüber, dessen Riegel noch nicht vorgeschoben sind, und auch zwischen den Flügeln der Thür hindurch flüstert es leis und dringt bis an Dein Ohr: „Er ist da! Er ist da!"